

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊗ | FISCHER

Christoph Kuckelkorn
mit Melanie Köhne

DER **TOD** IST
DEIN **LETZTER**
GROSSER
TERMIN

Ein Bestatter erzählt
vom Leben

 | FISCHER



Originalausgabe
Erschienen bei FISCHER Scherz

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main
Konzept und Idee: Käfferlein & Köhne GmbH & Co. KG, Hamburg

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-651-00081-0

Inhalt

Prolog	7
Der Geruch von Holz	9
Alltag eines Bestatters	17
Termine, Termine, Termine	35
Früher war mehr Pferd	49
Den Tod in die Gesellschaft zurückholen	77
Kindheit mit Leichen im Keller	99
Kinder gehören dazu – auch beim Sterben	113
Lehrjahre	131
Kennste den?	149
Wenn Bestatter trauern	155
Jenseits der Vorstellung	171
Dem Tod ein Gesicht geben	187
Katastrophen-Einsatz	205
Trauer für alle	217
D'r Zoch kütt	231
Einmal Präsident sein	249
Nicht morgen. Heute!	267
Danksagung	283
Bildnachweis	285

WENN BESTATTER TRAUERN



Ich hatte bereits viele Menschen in ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung begleitet, und doch musste ich erst selbst durch diese Gefühlswelt gehen, um zu verstehen, was der Tod eines nahestehenden und geliebten Menschen wirklich bedeutet. In dieser unmittelbaren Tiefe hatte ich dieses Gefühl zuvor nicht erfasst. Erst als meine erste Frau tödlich verunglückte, wusste ich schlagartig, wie gnadenlos es sich anfühlt, wenn für einen selbst von einer Sekunde auf die andere die Welt stillzustehen scheint.

Anfangs dachte ich immer wieder an das, was mir zuvor so viele andere Menschen gesagt hatten: was gäbe ich jetzt darum, nur ein klein wenig die Zeit zurückdrehen zu können. Der Unfall war da gerade erst ein paar Stunden her, und ich dachte, dass es doch nicht zu viel verlangt sein könnte. Aber nichts und niemand drehte für mich die Zeit zurück. Alles ging unbarmherzig weiter seinen Weg, so als wäre gar nichts geschehen. Sogar diese dämlichen Vögel draußen zwitscherten einfach weiter.

Für mich war es im wahrsten Sinne des Wortes eine »ver-rückte« Welt. Gerade war noch alles so wie immer, dann klingelte das Telefon, und schlagartig war alles anders. Plötzlich teilte sich alles automatisch in ein Davor und Danach. In dem einen Moment haben wir uns verabschiedet, kurz danach ist es passiert, und dann war ich alleine. Die Bedeutung von Zeit erschien mir plötzlich glas-

klar: Man bekommt nicht einen einzigen Moment zurück, jeden Augenblick gibt es nur einmal.

Als der Unfall geschah, lebten meine Frau und ich schon eine Weile getrennt. Im Leben gibt es immer wieder Umbruchphasen, und in einer solchen befanden wir uns gerade. Ich war beruflich vorangekommen, hatte eine Zeit lang im Ausland gelebt und die Ausbildung zum Thanatopraktiker

Es ist für mich schwer, dafür die richtigen Worte zu finden, aber nach dem Unfall meiner Frau hatte ich das erste Mal das Gefühl, die Zusammenhänge des Lebens richtig zu verstehen.

absolviert. Diese Entwicklung hatte uns irgendwie auseinanderdriften lassen. Wir haben danach immer wieder versucht, aufeinander zuzugehen, aber sie konnte oder wollte sich nicht mehr uneingeschränkt auf mich einlassen. An einem bestimmten Punkt zog ich für mich die Konsequenzen und sagte zu ihr: »Es liegt nicht in meiner Macht, wann du gehst oder wann du – wegen der Kinder – wieder zurückkommst, aber ich kann zumindest entscheiden, wann ich gehe. Und das tue ich jetzt.« Das war hart, und ich habe es hinterher viele Male bereut. Aber der Schritt war gemacht, und wir versuchten von da an, uns neu zu positionieren, uns zu arrangieren und irgendwie mit der Situation klarzukommen. Das war für keinen von uns leicht. Genau in dieser Phase kehrte meine Leidenschaft für das Motorradfahren zurück – ich begann, wieder zu fahren. Bis heute ist mir nicht ganz klar, weshalb auch meine Frau damit anfing. Fakt ist aber, dass auch sie plötzlich einen Motorradführerschein und eine eigene Maschine hatte. Ganz heimlich hat-

te sie ihre Fahrstunden absolviert. Kurzzeitig kam mir der Gedanke, ob das von ihr als Annäherung an mich gedacht war, ob dies ein Zeichen sein sollte. Doch diese Frage habe ich ihr nie gestellt, was mir heute sehr leidtut. Später fragte ich mich, ob mich eventuell eine Mitschuld an ihrem Tod trifft, falls sie wirklich meinetwegen das Motorradfahren begonnen haben sollte. Aber man denkt nach solch einem Verlust über so viel nach und erhält keine Antworten auf seine Fragen. Mit ihnen bleibt man ein Leben lang zurück.

Damals wurde ich regelmäßig von einem Fernsehteam für die Sendung »Menschen hautnah« begleitet. Das Team wollte ein Porträt von mir als Bestatter zeigen und dabei natürlich auch meinen Hintergrund sowie meine Familie abbilden. Wir hatten in diesem Zusammenhang immer wieder gemeinsame Drehtage, an denen wir verschiedene Dinge zusammen unternahmen. An dem Donnerstag vor ihrem Unfall hatten wir noch einen wunderbaren Tag gemeinsam verbracht, an dem wir alle zusammen Eis essen waren und nach dem ich erstmals seit langer Zeit das Gefühl hatte, dass wir tatsächlich alle Probleme wieder hinbekommen würden. Am Samstag holte ich die Kinder von ihr ab und ging mit ihnen zunächst ins Kino. Wir schauten uns »Fred Feuerstein« an – diesen Film werde ich nie vergessen.

Nach dem Film ging ich mit den Kindern noch einkaufen – ich glaube sogar, dass wir von dem Kamerateam begleitet wurden, weil das Szenario für sie zum Papa-Wochenende gehörte. Als wir im Anschluss nach Hause kamen, klingelte das Telefon. Mein Vater war am Apparat und sagte nur: »Du kommst jetzt sofort in die Firma!« Natürlich fragte ich nach, was passiert sei und warum ich an meinem freien Wochenende in die Firma kommen solle. Aber mein

Vater meinte, dass ich keine Fragen stellen, sondern mich einfach ins Auto setzen und kommen solle. Ich wollte noch wissen, ob ich die Kinder mitnehmen könne, und seine sehr bestimmende Antwort war: »Nein, geh zur Oma runter, sag ihr, sie soll auf die Kinder aufpassen, und du alleine kommst jetzt sofort hierher.« Mein Gedanke war, dass wohl bei uns in die Firma eingebrochen worden sein musste, und ich fragte mich, was alles im Safe lag? Damals hatten wir viele Sparbücher von Kunden als Anzahlungen für Bestatungen in ihm deponiert. Mit diesen Überlegungen fuhr ich zu meinem Vater einmal quer durch die Stadt. Dort angekommen, erzählte er mir, was passiert war. Ich konnte zunächst nichts anderes denken als: »Oh, mein Gott, oh, mein Gott, oh, mein Gott.« Die Polizei hatte wohl versucht, mich zu informieren, aber vergeblich, da ich mit den Kindern unterwegs war. Also ermittelte sie die Kontaktdaten unserer Firma, wo sie meinen Vater erreichte. Schlagartig bekam ich Panik. Was wäre, wenn die Polizei nun erneut bei mir zu Hause vor der Tür auftauchen würde? Die Oma unten weiß von nichts, und oben sitzen meine Kinder ganz alleine. Ich sprang zurück ins Auto. Mit quietschenden Reifen fuhr ich über zig rote Ampeln die Aachener Straße in Köln entlang, um so schnell wie möglich wieder nach Hause zurückzukommen. Ich wollte unbedingt zu meinen Kindern – und kann im Nachhinein von Glück sagen, dass auf dieser Fahrt nicht auch noch etwas passiert ist.

Zu Hause angekommen, traf ich meine Großmutter und meine Kinder an, alles war so weit in Ordnung. Auf meine Frage, ob jemand da gewesen sei, sagte meine Oma: »Die Polizei war hier und wollte mit dir sprechen. Ich habe sie aber weggeschickt. Was ist denn passiert?« Ohne die Frage zu

beantworten, bat ich meine Großmutter, bei den Kindern zu bleiben, ich wäre bald wieder da. Dann fuhr ich auf die Polizeiwache. Im Rückblick war ich zunächst unglaublich unfreundlich zu den Polizisten auf der Wache. Ich wusste einfach nicht wohin mit meiner Wut und meiner Ohnmacht – in dieser Situation habe ich erstmals am eigenen Leib erfahren, dass Trauer nicht primär traurig sein muss. Trauer kann genauso gut wütend sein. Natürlich konnten die Polizisten überhaupt nichts für das, was geschehen war. Sie hatten vermutlich die Meldung bekommen, dass es einen Unfall gegeben hatte, bei dem eine Frau ums Leben gekommen war. Dazu der Auftrag, den Ehemann zu informieren. Ein ganz normaler Vorgang. Aber ich stand damals auf der Wache und spielte mich unglaublich auf. Irgendwann fuhr ich wieder vom Hof, und mein Kopf fühlte sich völlig leer an. Ich konnte nur an eine Sache denken: »Was machst du denn jetzt? Das kann doch alles gar nicht wahr sein!« In diesen Gedanken steigerte ich mich so hinein, dass ich erst einmal sichergehen musste, ob meine Frau wirklich tot war, ob es wirklich sie war, die diesen Unfall erlitten hatte. Ich dachte: »Das stimmt nicht, das kann nicht sein. Die fährt super Motorrad, das kann gar nicht sein. Das ist totaler Schwachsinn. Da will dir irgendeiner etwas weismachen, was nicht stimmt.« Heute weiß ich, dass man sich in diesen Momenten solche Gedankenkonstrukte baut, um der Situation zu entfliehen.

Ich brauchte unbedingt Gewissheit. Also rief ich einen Dienstleister unseres Bestattungshauses an, von dem ich wusste, dass er auch Bergungsdienste für die Polizei übernahm und dass er an diesem Tag Dienst hatte. Außerhalb unserer eigenen Einsatzzeiten nutzen wir solche Subunter-

nehmer, die im Bedarfsfall für uns einspringen können. Tatsächlich war dieser bei dem Unfall gewesen. Ich fragte ihn, ob er wisse, wen er dort geborgen hatte. Das konnte er mir aber nicht beantworten. Dann wollte ich von ihm hören, wo er die Verstorbene hingebracht hatte – ich wollte sie nicht meine Frau nennen, da ich noch keine Gewissheit hatte. Seine Antwort lautete: »In die Rechtsmedizin. Sie wurde ja beschlagnahmt.« Mein Bedürfnis nach Gewissheit war so groß, dass ich von ihm verlangte, mir Zutritt dorthin zu verschaffen. Normalerweise ist das gar nicht möglich, da ich als Bestatter erst einen Auftrag und eine staatsanwaltschaftliche Freigabe erhalten muss, um eine verstorbene Person in der Gerichtsmedizin abholen zu können. Aber diese Ausnahmesituation brachte mich sogar dazu, einen Menschen unter Druck zu setzen, weil ich sehen und verstehen wollte, was passiert war. Ich stand also kurze Zeit später vor dem Tor der Rechtsmedizin und wartete auf den Fahrer unseres Dienstleiters – bereits mit Nitril-Handschuhen für den Hygienebereich der Gerichtsmedizin in meiner Hand. Sie mussten irgendwo in meinem Auto gelegen haben, und ich hatte sie automatisch mitgenommen. Es war eine völlig irrationale Situation. Mein Handeln war wie in Trance, einerseits professionell, andererseits betroffen – völlig absurd.

Am Ende konnte ich mich davon überzeugen, dass die Polizei im Recht war. Meine Frau war tot. Endlich begann ich, die Situation zu verstehen, und gab Ruhe. Ich fuhr nach Hause, vertröstete meine Großmutter ein weiteres Mal und sagte ihr, dass ich gleich noch einmal runterkommen würde, um ihr zu sagen, was los sei. Zuerst wollte ich zu meinen Kindern. Wir legten uns gemeinsam ins Bett, und dann

sagte ich ihnen unter starken Tränen, was einige Stunden zuvor passiert war. Zu dem Zeitpunkt war meine Tochter sechs und mein Sohn dreizehn Jahre alt.

Plötzlich stand ich auf dieser anderen Seite. Durch meine eigene schmerzvolle Erfahrung konnte ich spüren, welche Bedürfnisse in solch einer Situation wirklich eine Rolle spielen. Und ich erkannte zwei Dinge:

**Trauer kann komplett irrational sein.
Menschen können plötzlich aggressiv reagieren,
obwohl sie normalerweise sehr friedfertig
und ausgeglichen sind.**

**Den Verstorbenen noch einmal zu sehen und
anzufassen hilft dabei zu begreifen, dass etwas
Unumkehrbares geschehen ist.**

Das sind heute für mich zwei grundlegende Elemente meiner Arbeit. Insofern war der Tod meiner Frau gleichzeitig auch eine Art Neustart im Beruf. Er hat mich noch einmal völlig neu über meinen Beruf als Bestatter nachdenken lassen. In der Ausbildung erlangt man Hintergrundwissen, lernt Zusammenhänge und Abläufe kennen. Ich kannte also die Mechanismen, wusste, wie es läuft und wie man manche Dinge verkaufen muss. Die grundsätzlichen Fähigkeiten für den Beruf hatte ich seit langer Zeit verinnerlicht. Aber das, was man den Hinterbliebenen später mitgeben kann, das steht in keinem Lehrbuch. Man kann nur das weitergeben, was man selbst erlebt hat. Und meine Erfahrung hat dazu geführt, dass wir unser Unternehmen nach dem Tod meiner Frau noch einmal ganz anders ausgerichtet haben.

Wir stellen seitdem die Individualität der Menschen und ihre Vielfalt in den Mittelpunkt unserer Arbeit. Mitarbeiterschulungen drehen sich nicht mehr um die Fragen, wie verläuft ein Beratungsgespräch perfekt oder wie gehe ich taktisch besser vor, um etwas zu verkaufen. Sie zielen vielmehr darauf ab zu erkennen, wo mein Gegenüber gerade steht und wie ich ihn dort abhole. Ein Zahlenmensch erhält von mir so viele Auflistungen und Zahlen, wie er will, damit er sich richtig wohlfühlt. Wenn ich aber einem kreativen Menschen mit solchen Zahlenaufstellungen komme, dann ist das genau der falsche Weg. Dieser Person zeige ich noch nicht einmal Fotos von möglichen Arrangements, sondern ich zeichne mit ihm zusammen alles auf Papier auf, wie beispielsweise der Aufbau bei der Trauerfeier aussehen soll, wo der Sarg steht, an welcher Stelle die Leuchter aufgestellt werden usw. Diese Achtsamkeit zu finden, dass man trotz des alltäglichen hektischen Trubels, der immer da ist, wenn man eine Familie auf diesem Weg begleitet, auch darauf schaut, ob alles rund läuft, auch wenn man selbst nicht dabei ist. Bei einer Frau, die ihren Mann betrauerte, hatte ich den Eindruck, dass sie von Mal zu Mal ausgezehrter aussah. Die isst ja wohl gar nichts mehr, dachte ich mir, das wird langsam gefährlich. Als sie eines Morgens zu mir kam, um irgendetwas abzuholen, fragte ich direkt: »Haben Sie eigentlich heute schon gefrühstückt?« Hatte sie natürlich nicht. Alleine, dass ich das wahrgenommen und sie darauf angesprochen habe, war für diese Frau Grund genug, wieder mehr auf ihr Essverhalten zu achten. Bei der nächsten Gelegenheit sagte sie zu mir: »Ich bin direkt danach erst einmal beim Bäcker gewesen. Das ist keinem anderen vorher aufgefallen.«

Das gelingt mir und meinen Mitarbeitern natürlich nicht jedes Mal. Manchmal ist es auch so, dass man an die Menschen nur schwer herankommt. Menschen sind eben sehr unterschiedlich. Und klar ist auch, dass sie sich nicht immer darüber freuen, wenn sie mich anrufen oder wenn ich kommen muss – denn viel lieber hätten sie keinen Be-statter nötig. Sie sind dann froh, wenn ich wieder weg bin und sie möglichst nichts mehr mit mir zu tun haben müssen. Ich versuche immer, die Situation von der anderen Seite zu denken und den Menschen das Gefühl zu geben, dass sie bei uns gut aufgehoben sind. Und vielleicht hat dann der ein oder andere auch mal gerne mit uns zu tun.

Nach dem Unfall meiner Frau und dem ersten Schock habe ich keine Sekunde gezögert, sie selbst zu versorgen. Das stand für mich außer Frage. Geholfen hat mir dabei nur mein Bruder. In dieser schmerzlichen Situation war die familiäre Nähe eine große Stütze für mich. Immer wieder gibt es Leute, die mich fragen, ob ich denn auch meinen Vater oder meine Mutter nach dem Tod versorgen würde. Meine Antwort: »Ja, wer denn sonst? Ein Fremder?« Wir bie-

**Für mich gehört es zu der letzten Ehre,
die ich einem mir nahestehenden Menschen und
seiner Familie erweisen kann, ihn selbst zu versorgen.**

ten auch den Angehörigen von Verstorbenen jedes Mal an, diesen letzten Dienst, das Waschen und Ankleiden, mit uns gemeinsam durchzuführen oder eben auch alleine, ganz wie sie es wünschen. Oft versuchen wir, die Menschen an dieser Stelle einzubinden, weil ich persönlich davon überzeugt bin, dass das eine wichtige Erfahrung ist. Bereits un-

sere Vorfahren versorgten ihre Toten selbst. Es macht nicht krank und tut nicht weh. Im Gegenteil, die Menschen, die das erleben, leisten in der halben Stunde oder Stunde, die sie mit uns arbeiten, richtig gute Trauerarbeit, die normalerweise Monate dauern würde oder vielleicht auch nie leistbar wäre. Insofern halte ich die Versorgung von den eigenen Angehörigen für extrem wichtig, und deshalb würde sich mir auch nie die Frage stellen, ob ich diesen Dienst für jemanden aus meinem direkten Umfeld ausführen würde. Meine Großmutter und mein Großvater, viele Freunde, sie alle wurden von mir persönlich versorgt.

Meine Aufarbeitung des Todes meiner Frau dauerte ein ganzes Jahr. Arbeitstechnisch funktionierte ich lange Zeit nicht mehr wie vorher. Ich hatte keine Struktur mehr, müllte mich mit Arbeit zu und schaffte es nicht, meine Ablage abzarbeiten, so dass sie sich zu unüberschaubaren Bergen aufbaute. Es gab einfach keine Struktur mehr in meinem Kopf. Auch das war eine Erfahrung, die ich erst selbst machen musste und zuvor nur aus Erzählungen kannte. Egal, wie strukturiert man normalerweise ist, durch so eine Ausnahmesituation steigt man zeitweise völlig aus dem System aus.

Natürlich bereitete ich mit den Kindern die Beerdigung vor. Mir war es wichtig, sie in diese Prozesse einzubinden und die Vorbereitungen mit ihnen gemeinsam zu treffen. Also entschieden wir, dass sie den Sarg aussuchen sollten. Das sollte nicht irgendein Sarg aus einer beliebigen Sargfabrik sein, sondern etwas Außergewöhnliches. Es wurde ein amerikanischer Sarg mit Geheimfächern, in die die Kinder etwas hineinlegen und ihrer Mutter mitgeben konnten. Wir suchten ihr gemeinsam ein blaues Abendkleid aus,

weil blau ihre Lieblingsfarbe war und sie dieses Kleid zu besonderen Anlässen trug. Den Sarg schlugen wir mit der gleichen Farbe aus einem Seidenstoff aus und machten ihn damit von innen nach ihrem Geschmack schön.

Das Tragischste aber an der Situation war, dass meine Kinder sich nicht von ihrer Mutter verabschieden konnten, da die Folgen des Unfalls es nicht zuließen. Mit der Thanatopraxie lässt sich vieles erreichen, aber bei Brandverletzungen stößt man selbst mit diesen Techniken an Grenzen. Ich musste mir damals von meinen Kindern den Vorwurf machen lassen: »Du kannst sonst immer alles, warum kannst du das jetzt nicht bei der Mama?« Heute, nachdem einige Jahre vergangen und sie erwachsen geworden sind, haben sie für meine damalige Entscheidung Verständnis.

Natürlich musste auch die Trauerfeier organisiert werden. Ich erinnere mich, dass ich am Vorabend noch die Musik raussuchen und auf CD brennen wollte. Doch diese verflixte Brennerlei wollte nicht klappen, und der Computer hatte sich gegen mich verschworen. Ich war einfach zu nervös und durcheinander, um Dinge zu erledigen, die mir sonst leicht von der Hand gingen. An diesem Abend fand das dritte und letzte Vorrundenspiel der deutschen Nationalelf bei der Europameisterschaft in den Niederlanden und Belgien statt. Während ich konzentriert versuchte, diese CD zu brennen, hörte ich draußen die Fröhlichkeit der Leute und das unablässige Hupen der Autos. Dieser Gegensatz war für mich nicht auszuhalten und hat mich von Minute zu Minute nervöser und sogar aggressiver gemacht.

Diese Zeit hat mir gezeigt, wie Menschen in solch einer Ausnahmesituation reagieren können, wo ihre Grenzen sind, wie wenig sie nebenher mitbekommen, wie wichtig

Ansprechpartner sind, die versuchen, sie ein wenig zu sortieren und ihnen auch immer wieder zuzuhören. Man bespricht ja mit jedem, dem man in dieser Zeit begegnet, das eigene Leid, ob er es hören will oder nicht. Man macht das ganz automatisch, auch wenn man sonst nicht so mitteilungsbedürftig ist. Diese ganzen Mechanismen habe ich damals plötzlich verstanden. Und zwar nicht, weil sie im Lehr-

**Das ist mir bis heute im Bewusstsein geblieben:
Die Welt steht für diejenigen still, die jemanden
verloren haben und betrauern, und wie grausam
es sich gleichzeitig anfühlt, dass das Leben für
alle anderen ganz normal weitergeht.**

buch stehen und in irgendeiner Prüfung abgefragt werden, sondern weil ich es selbst erlebt habe und betroffen war.

Meine Frau hatte noch vor ihrem Tod eine Reise gebucht. Ich rief im Reisebüro an, schilderte der Person am anderen Ende der Leitung, was geschehen war, und buchte die Reise kurzerhand auf mich und die Kinder um. Wir verschoben den Abflug um eine Woche und hatten nach der Beerdigung einfach ab. Vielleicht auch, um diese mitleidsvollen Gesichter nicht mehr ertragen zu müssen. Es gibt viele Menschen, die sich darüber echauffieren können, wenn jemand in den Urlaub fährt, kurz nachdem der Partner oder die Partnerin gestorben ist. Nachdem ich diese Erfahrung selbst machen musste, habe ich dafür absolutes Verständnis. Es ist das Beste, was man für sich selbst tun kann – nach zwei Wochen Abstand wiederkommen und neu anfangen, da steht man schon wieder ganz woanders. Das, was andere Leute über einen denken und reden, hat für mich durch die

Ereignisse übrigens auch einen ganz anderen Stellenwert bekommen. Es ist mir heute schlichtweg egal.

Die Kinder und ich flogen damals nach Kreta, und es war ein wunderschöner Urlaub. Nach langer Zeit waren wir das erste Mal wieder nur unter uns. Wir waren gemeinsam tauchen oder wanderten an der Küste entlang. Zwischendurch gab es tatsächlich auch Situationen, die mir Angst einflößten. Wenn meine Tochter beispielsweise direkt an der Kante der Felswand stand, ich sie bat, dort wegzukommen, weil sie herunterfallen könnte, sie aber nur trocken erwiderte: »Dann bin ich eben bei der Mama!« Solche Situationen gab es ein paar Mal. Unterm Strich haben sie uns als Familie noch stärker gemacht und enger zusammengeschweißt. Als der Urlaub zu Ende ging und wir zurückkehren mussten, begannen wir langsam jeder auf seine Weise, wieder im normalen Leben Fuß zu fassen.

JENSEITS DER VORSTELLUNG



Trauer wird meist von tiefgreifenden Fragen begleitet: Warum musste jemand sterben? Was passiert nach dem Tod? Wohin geht die Seele? Für all diese Fragen existieren keine logischen Antworten. Es gibt kein Richtig und kein Falsch. Trotzdem muss man diesen Fragen als Hinterbliebener irgendwie begegnen. Als Bestatter bin ich oftmals auch Ansprechpartner für religiöse oder spirituelle Fragen. Doch wie soll ich beantworten, was ich selbst nicht weiß? Mir persönlich hilft das Vertrauen, Teil eines größeren Ganzen zu sein. Erzählt mir jemand, er würde versuchen, während seines Lebens so gut wie möglich über die Runden zu kommen und unserem Planeten so lange wie möglich erhalten zu bleiben, aber wenn es vorbei ist, ist es vorbei, dann empfinde ich diese Sichtweise als trostlos. Meiner Meinung nach braucht jeder in seinem Leben eine Perspektive. Wenn jemand zum Beispiel davon überzeugt ist, er gäbe seinem Leben einen Sinn durch eigene Kinder und trüge so zur Evolution bei, leiste seinen Beitrag zur Weiterentwicklung der Menschheit, dann ist das eine Perspektive auch über den eigenen Tod hinaus.

Wenn Angehörige von Verstorbenen gläubig sind und ein christliches Begräbnis wünschen, unterstütze ich das, wo ich nur kann. Hier lässt sich die Messe im Auferstehungsgedanken feiern, so dass der Pfarrer nicht im schwarzen, sondern im weißen Gewand seine Ansprache hält. Dann

wird nicht zurück, sondern nach vorn geschaut auf diese trostspendende Botschaft, die dahintersteht, nämlich dass der Tod nicht das Ende ist. Das ist auch das, was mir persönlich Halt gibt. Wenn ich alles darauf beschränken wür-

**Ich bin überzeugt, jedes Denkmodell,
das eine gewisse Sinnhaftigkeit für das eigene
Leben bietet, ist hilfreich und tröstlich.**

de, was ich hier und jetzt zu Lebzeiten mache, dann wäre das für mich nicht ausreichend. Das stellt mich nicht zufrieden und motiviert mich nicht genügend, um so zu agieren, wie ich es tagtäglich tue. Das kann ich nur, weil ich überzeugt bin, da kommt noch etwas, es geht auch nach dem Tod irgendwie weiter. Dieser Gedanke allein ist schon wertvoll, weil er die Motivation für die positive Gestaltung des Lebens sein kann. Und selbst wenn das das Einzige sein sollte, ist der Gedanke damit schon gerechtfertigt. Deswegen spielt Religion für mich an dieser Stelle auch eine wichtige Rolle. Sie hilft vielen Menschen dabei, die Zeiten tiefer Trauer zu überstehen. Sie bietet Rituale, an denen man sich festhalten kann, Abläufe, die definiert sind, in denen man sich einfindet und sie ausführt. Da spielt es dann auch keine Rolle, wer gerade Papst ist, welche Bischöfe womit Gelder verschwenden oder welche Machtspiele innerhalb der Kirche gespielt werden, da geht es einzig und allein darum, dass man Trost im Glauben findet.

Betrachtet man die Basis einer jeden Religion und instrumentalisiert sie nicht, dann steht immer ein friedvoller Gedanke hinter ihr – der Gedanke eines friedvollen Miteinanders. Die Zehn Gebote beispielsweise sind ein Leitfaden,

ähnlich einem Gesetzestext, um das Zusammenleben der christlichen Gemeinschaft zu regeln. Religionen fußen ganz unabhängig von ihrer Jenseitsvorstellung – sei es die Reinkarnation oder das Paradies – auf ganz normalen, handfesten Umgangsregeln. Das allein hat schon einen großen Wert für eine Gemeinschaft. Da wird ein Verhaltenskodex geschaffen, mit dem das Zusammenleben definiert wird. Es werden gemeinsame Werte etabliert. Oder nimmt man den Bereich der Seelsorge – ein wunderschönes Wort übrigens in dem Zusammenhang. Hier werden Menschen im Übergang begleitet, Hinterbliebenen wird Trost gespendet, ihnen wird geholfen, neue Perspektiven zu entdecken und somit zurück ins Leben zu finden. Dies ist eine unglaublich wertvolle Art der Lebenshilfe, die dem christlichen Wertesystem entspringt.

Besonders im Bereich der Bestattungen spielt in unserem Kulturkreis ein christlicher Grundgedanke eine zentrale Rolle. Zwar gibt es im zunehmenden Maße Bestattungen, die nicht von katholischen oder evangelischen Geistlichen gestaltet werden, weil die Verstorbenen im Laufe ihres Lebens aus der Kirche ausgetreten sind, aber rein atheistische Trauerfeiern gibt es dennoch selten. Die meisten Menschen entwickeln eine individuelle Einstellung zum Glauben, die dann meist dazu führt, dass sie sich nicht mehr an jede Regel, die ihnen vorgegeben wird, halten. Jeden Sonntag die Messe zu besuchen ist für viele vielleicht nicht mehr so wichtig und zeitgemäß, und trotzdem ist der christliche Grundgedanke bei ihnen präsent. Insofern spielen die bekannten unterschiedlichen Trauerrituale bei Bestattungen bis heute eine ganz wesentliche Rolle. Es gibt den Menschen Halt, wenn der Pfarrer beispielsweise in der Kirche mit

dem Weihrauch nach vorne zum Altar schreitet. Für viele Christen ist es das trostspendendste Bild schlechthin. Und auch bei allen anderen Religionen gibt es Rituale, die den Gläubigen in schweren Stunden zur Seite gestellt werden – natürlich immer in unterschiedlichen Ausprägungen.

In der katholischen Kirche ist ursprünglich ein Ritus an drei Orten vorgesehen. Zunächst trifft sich die Trauergemeinde in der Kirche zu einem Gottesdienst, den Exequien, danach findet eine Trauerfeier mit dem Sarg oder der Urne in der mit Blumen und Kerzen geschmückten Trauerhalle

Meiner Meinung nach haben Religionen allein durch ihre positiven Auswirkungen auf das menschliche Miteinander schon ihre Existenzberechtigung.

des Friedhofs statt, und anschließend kommt es zum Grabgang. Mit dem Sechswochenamt und schließlich dem ersten Jahrgedächtnis vollendet sich ein Zyklus, der das Ende des Trauerjahres markiert. Im Anschluss wird einmal im Jahr zum Todestag im Gottesdienst an die verstorbene Person erinnert. Bei einer evangelischen Bestattung gibt es die Heilige Messe nicht, da findet in der Regel ein Trauergottesdienst entweder auf dem Friedhof oder in der Kirche statt mit anschließendem Grabgang. Im Judentum gibt es zunächst eine rituelle Waschung, die nach genauen Vorschriften zu erfolgen hat. Unser Beerdigungsinstitut organisiert viele Bestattungen für die beiden jüdischen Gemeinden in Köln, für die orthodoxe Synagogengemeinde und für die liberale Gemeinde. Vereinfachend lässt sich vielleicht sagen, dass die liberale Gemeinde – ähnlich wie die evangelische Ausprägung vom Christentum – eine weniger strenge Form

des Judentums lebt. Hier sind beispielsweise auch weibliche Rabbis zugelassen. Bei beiden Ausprägungen sind die Abläufe identisch, da gibt es die rituellen Waschungen, eine Trauerfeier und eine Grablegung. Anders als im Christentum bleibt hier das Grab ewig bestehen. Zwar wird es anschließend nicht mehr so häufig besucht und aufwendig bepflanzt wie bei den Christen, dennoch werden die Gräber nach einigen Jahren nicht noch einmal belegt. In Amerika werden die Gräber, unabhängig welcher Religion man angehört, ebenfalls kein weiteres Mal belegt. Dort hat sich diese Tradition über Jahrhunderte entwickelt. Der Islam schreibt seinen Gläubigen ebenfalls eine rituelle Waschung vor. Anstelle einer Trauerfeier begleitet man den Sarg zum Grab, wo dann eine Ansprache gehalten und unter Umständen noch Musik gemacht und gesungen wird. Sowohl im muslimischen als auch im jüdischen Bestattungsritus gibt es an und für sich keinen Sarg – er ist eine westliche Erfindung. Bei Muslimen und Juden werden Verstorbene normalerweise in ein Tuch eingeschlagen und darin beigelegt. In Deutschland lässt sich das etwas schwieriger umsetzen, weil hier die Gräber tiefer sind. In der Regel beträgt die Grabtiefe zwischen 1,60 und 1,80 Meter, was selbstverständlich einer Norm entspricht. Bei dieser Tiefe müsste man erst einmal mit einer Leiter in das Grab steigen, um dort einen in ein Tuch gewickelten Leichnam ablegen zu können. Hinterher müsste man über die Leiter auch wieder aus dem Grab heraussteigen. Das alles wäre schon per se nicht besonders würdevoll, wie man es sich in solch einer Situation wünscht. Und wenn der Verstorbene dann auch noch etwas schwerer wäre, müsste man entsprechend viele Helfer in das Grab hinabsteigen lassen ... In Israel sind die

Gräber nicht so tief. Und die Verstorbenen liegen fast unter der Erdoberfläche, so dass das Hineinlegen einfacher ist.

In Nordrhein-Westfalen wurde lange Zeit per Gesetz geregelt, wie lang, breit und hoch ein Sarg zu sein hatte und aus welchem Material seine einzelnen Bestandteile gefertigt sein mussten. Alles war typisch Deutsch bis ins Detail festgelegt und unterstand Normen. Aufgrund der Religionsunterschiede wurden diese Vorschriften jedoch aus dem Gesetz gestrichen. In der Folge regeln sich diese Dinge heute über die jeweilige Friedhofsordnung, so dass sich Muslime oder Juden, wenn gewünscht, einen Friedhof suchen können, der Bestattungen ohne Sarg zulässt.

In Köln darf man eine Bestattung ohne Sarg durchführen, muss sich allerdings selbst um die Durchführung kümmern. Kein städtischer Mitarbeiter beerdigt hier Verstorbene ohne Sarg. Nach meiner Erfahrung haben beide Religionsgemeinschaften für sich einen Kompromiss ge-

Bei allen Unterschieden von Judentum und Islam, die teilweise so gern hervorgehoben werden, stelle ich in meiner Arbeit fest, dass sich der Bestattungsritus beider Religionsgemeinschaften in bestimmten Punkten ähnlich ist.

funden. Bei uns finden zum Beispiel alle jüdischen Bestattungen in Särgen statt – allerdings in besonderen Särgen, die ganz schlicht sind und ohne Nägel aus Metall gefertigt werden. Sogar die Griffe sind in das Holz hineingearbeitet. Sie werden auch nicht lackiert oder in einer bestimmten Farbe gestrichen. Alles muss nach religiöser Vorgabe einfach und koscher sein.

Orthodoxe Bestattungen zeichnen sich dadurch aus, dass eine Trauerfeier in der Kirche erfolgt – meistens am offenen Sarg. Das ist dann auch für uns immer eine kleine Herausforderung, da wir, bevor die Menschen den Raum betreten, sie darauf hinweisen müssen, dass der Sarg geöffnet ist. Wenn sich eine Trauergemeinde mit unterschiedlichem religiösen Hintergrund in der Kirche einfindet, weiß nicht jeder automatisch, dass der Verstorbene sichtbar aufgebahrt ist. Auch die Abläufe sind in der orthodoxen Kirche ein wenig anders, hier gibt es unter Umständen den Ritus, dass Öl und Wein mit ins Grab gegossen werden. Ich erwähnte ja bereits den Priester, der auch gern mal die Flaschen hinterherwirft.

Im Hinduismus wird eine Trauerzeremonie normalerweise im Tempel abgehalten. Entweder werden Verstorbene dorthin gebracht, um diese Zeremonie zu begehen, oder Geistliche aus dem Tempel begleiten die von uns organisierte Trauerfeier. Danach wird in der Regel der Verstorbene eingäschert und die Urne beigesetzt. Es besteht aber auch oftmals der Wunsch einer Überführung nach Indien. Wir haben es schon einige Male erlebt, dass die Urne von der Familie bei der nächsten Reise nach Indien mitgenommen und die Asche des Verstorbenen in den für die Hindus heiligen Fluss Ganges gestreut wurde.

Bei buddhistischen Bestattungen wird die Trauerfeier von Mönchen begleitet. Gesänge und Meditation sind wesentliche Aspekte dieser Zeremonie, Reden oder Ansprachen spielen dagegen nur eine untergeordnete Rolle. Ich habe einen Fall erlebt, bei dem leider kein Mönch anwesend sein konnte und stattdessen die Gebete in elektronischer Form dargeboten wurden. Zu diesem Zweck wurde ein kleiner Würfel aktiviert, der fortan vor sich hin betete. Dieser

elektronische Würfel wurde einfach in den Sarg gelegt. Ein äußerst pragmatischer Umgang mit dem göttlichen Wort!

Ein weiteres Mal, bei dem wir nicht schlecht staunten, bat uns eine thailändische Familie darum, Lunchpakete für die Trauergäste vorzubereiten. Bei der Trauerfeier standen daher fünfzig dieser kleinen Boxen mit Essen und Trinken am Ausgang der Trauerhalle, und jeder Gast griff sich am Ende der Feier eine davon und ging damit nach Hause.

Religionsübergreifend kann auch die Totenwache ein Ritus sein, der eher kulturell als religiös geprägt ist. Bei Sinti- und Roma-Beerdigungen ist es beispielsweise üblich, dass die komplette Familiengemeinschaft mehr oder weniger bis zur Bestattung Totenwache hält und in dieser Zeit beim Verstorbenen lebt. Es wird in Gegenwart des Verstorbenen gegessen, getrunken und geschlafen. Für ein Bestattungshaus ist das eine große Herausforderung. Natürlich haben wir Abschiedsräume, zu denen die Hinterbliebenen auch einen Schlüssel erhalten, um ihren Verstorbenen jederzeit besuchen zu können. Aber um dort zu wohnen, sind diese Räume eigentlich nicht ausgelegt. In solch einem Fall lässt sich ein Sarg ausnahmsweise auch mal zu einem Wohnwagen bringen und dort aufbahnen. So können die Angehörigen in ihrem gewohnten Umfeld für die Tage bis zur Beisetzung ihre Totenwache abhalten.

Auch bei uns in Deutschland hat man früher bei den Toten gegessen und die Särge von dort aus zur Kirche und dann zur Beerdigung auf den Friedhof gebracht. Das ist ein Ritus, den ich nur aus Erzählungen und von alten Fotos her kenne. Ich mache in den vergangenen Jahren immer häufiger die Erfahrung, dass lange Abschiednahmen wieder wichtiger für die Hinterbliebenen werden, dass eine Wit-

we beispielsweise mal eine Nacht bei ihrem verstorbenen Mann verbringen möchte, weil sie zu Hause sowieso nicht schlafen kann. Das ist für mich vollkommen nachvollziehbar. Bei Italienern ist es ebenfalls üblich, dass man sich am Sarg trifft, dort isst und trinkt, Zeit verbringt und auch mal eine Nacht neben dem Toten verweilt. Insofern kommt das Thema Totenwache immer stärker auf und spielt in den verschiedensten Kulturen hier in Deutschland wieder eine größere Rolle.

Als Bestatter sehe ich mich dabei im Grunde genommen als eine Art weiße Leinwand, auf die alle Wünsche der betroffenen Familien projiziert werden können – nach vielen Jahren in diesem Beruf weiß ich um die Vielfalt der Bräuche und bin trotzdem immer wieder überrascht, was ich alles noch nicht kenne und in was ich mich einarbeiten muss. Deswegen begegne ich Menschen und ihren Meinungen stets offen und unvoreingenommen. Das ist der große Reichtum, den mir mein Beruf beschert, weil ich im Zuge eines Trauerfalls plötzlich auch die Einstellung zum Leben und zum Tod von unterschiedlichen Menschen kennenlernen.

Ich habe verstanden, dass, egal welcher Religion wir uns zugehörig fühlen, wir alle traurig sind, wenn ein geliebter Mensch stirbt, und dass wir alle der Toten gedenken, sie mehr oder weniger waschen, sorgsam verpacken und entweder beerdigen oder einäschern.

Natürlich beschäftigt mich auch persönlich die Frage, ob da noch etwas ist jenseits des gelebten Lebens. Nach dem Tod von mir nahestehenden Menschen habe ich oftmals noch ein Gefühl von körperlicher Nähe. Es ist ein Gefühl, das nahezu jeder kennt, weil es im Alltag häufiger auftritt.

Sitze ich zum Beispiel an meinem Schreibtisch und bin vertieft in meine Arbeit, so spüre ich dennoch instinktiv, wenn meine Frau oder die Kinder leise hinter mich treten. Es braucht keinen Schulterblick und keine Frage, ich weiß, dass sie hinter mir stehen. Solche Situationen kennen sicher viele Menschen. Dieses Gefühl kenne ich jedoch auch in der Form, dass ich es manchmal noch nach dem Tod eines sehr nahestehenden Menschen spüren kann. Als es bei mir zum ersten Mal auftrat, habe ich es als sehr gruselig wahrgenommen. Der Verstand sagte mir, sie kann nicht hinter dir stehen, da sie im Sarg liegt und bereits seit einiger Zeit beigesetzt ist. Das Gefühl aber sagte ganz klar, sie steht da. Das war nach dem Tod meiner ersten Frau so massiv, dass es mir große Angst gemacht hat. Ich bin Christ und glaube, dass es etwas gibt zwischen Himmel und Erde, das uns Menschen verborgen ist. Das wird nicht die Wolke sein, auf der man nach seinem Tod sitzt, und auch nicht das Fegefeuer, das irgendwo unter der Erde lodert. Bei mir gibt es kein spezielles Bild, welches ich vor Augen habe, wenn ich darüber nachdenke. Vielleicht ist es eine Art von anderer Dimension, in der man sich später wiederfindet. Und vielleicht tragen wir diese andere Dimension, in die wir einmal entschwinden werden, schon vor dem Tod in uns, und sie begleitet uns das ganze Leben lang. Wenn ich Verstorbene versorge, spüre ich deutlich, dass entseelte Körper anders sind. Sie verlieren eben genau das, was das Leben ausmacht. Nicht nur der Kreislauf, die Temperatur und die Farbe der Haut verändern sich mit dem Tod, da ist noch etwas anderes, das sich verändert.

Es ist schwer zu erklären und macht sich bei mir nur durch ein Gefühl bemerkbar. Vielleicht ist es die Aura eines

Menschen, mit der man es am besten beschreiben kann. Aus dieser Erfahrung heraus denke ich, dass wir diese Dimension, dieses Bewusstsein unser Leben lang in uns tragen, dass sich diese Verbindung nach unserem Tod löst und dass sie uns – die Hinterbliebenen – auch noch eine Zeitlang begleitet, wenn es nötig ist. Manche reden von Engeln, das tue ich nicht. Und dennoch habe ich das Gefühl, ich werde beschützt, jemand passt auf mich auf. Das gibt mir ein gutes Gefühl, wer oder was das auch immer sein mag. Ich denke einfach, wir Menschen können das alles gar nicht wirklich verstehen und fassen. Aber es existiert. Das ist mein Denkmodell, mit dem ich persönlich gut leben und mit dem ich auch meinen Beruf gut ausüben kann. Es lässt sich mit allem vereinbaren, was ich glaube. Und da kein Mensch wirklich weiß, was nach dem Tod kommt, konnte mir bisher auch noch niemand das Gegenteil beweisen.

So erschreckend dieses Gefühl der körperlichen Nähe anfangs für mich war, umso mehr habe ich später damit meinen Frieden geschlossen. Irgendwann freute ich mich sogar, wenn es wieder auftrat. Heute brauche ich gar nicht mehr darüber nachzudenken, ich spüre das einfach – allerdings nur bei Menschen, zu denen ich zu Lebzeiten eine enge Verbindung hatte. Kannte ich den Verstorbenen nicht, dann tritt auch diese Nähe nicht auf. Das Gefühl wird aber weniger und verblasst mit der Zeit. Meine Erklärung hierfür ist ganz einfach: Ich denke, anfangs ist der Mensch, der diese Welt verlassen hat, noch in der Nähe, dann entfernt er sich langsam, wir entfernen uns voneinander, und am Ende geht er ganz. Viele Menschen gehen davon aus, dass es für eine gewisse Zeit noch eine Nähe von Seele und Körper gibt.

Die amerikanische Fernsehserie »Six Feet Under« arbeitete genau mit diesem Stilmittel. Da stand der Bestatter bei einem Verstorbenen am Versorgungstisch, während dieser daneben saß, und schnell entwickelte sich ein Zwiegespräch zwischen den beiden.

Wir wissen nicht, wann die Wahrnehmung endet. Die Zellen im Körper stellen erst nach und nach ihre Arbeit ein, so viel wissen wir zumindest. Manche von ihnen arbeiten ein bisschen länger, manche arbeiten kürzer. Ich habe keine Ahnung, was die Seele ausmacht und wann sie wirklich geht. Deshalb gehe ich sehr bewusst mit den Toten um, denn sie sind kein Gegenstand, sondern sie sind Menschen. Das ist eine Frage des Respekts. Wasche ich jemanden und kleide ihn an, mache ich das so, als würde er noch leben. Wenn ich denke, der Verstorbene schaut mir über die Schulter bei

Ich arbeite in dem Bewusstsein, dass der Verstorbene möglicherweise noch mitbekommt, wie ich ihn versorge, und dass er mir vielleicht bei meiner Arbeit zusieht.

dem, was ich gerade tue, dann entwickle ich plötzlich einen sehr hohen Anspruch an mein Handeln. Diese Sichtweise misst der ganzen Versorgung von Verstorbenen einen großen Wert bei, und deswegen habe ich auch kein Problem damit, wenn Angehörige beim Waschen oder Ankleiden dabei sein möchten. Für unsere Arbeit macht es keinen großen Unterschied – einen Beobachter haben wir ja sowieso.

Übrigens gibt es den weitverbreiteten Brauch, dass Menschen ein Fenster öffnen, wenn jemand stirbt, damit die Seele den Raum verlassen kann. Ich denke, wenn die See-

le es geschafft hat, aus dem Menschen auszutreten, dann schafft sie es auch durch das geschlossene Fenster.

Es gibt so viele Geschichten, die sich zutragen, bei denen wir aufhorchen und ungläubig danebenstehen. Für mich sind das Beweise dafür, dass eben nicht alles erklärbar ist auf dieser Welt. Wir hatten vor kurzer Zeit einen Sterbefall von einem Ehepaar. Der Mann war demenziell verändert und lebte schon seit einiger Zeit in einem Heim, wo er im letzten Stadium der Demenz am Leben gar nicht mehr aktiv teilnahm. Seine Frau lebte noch zu Hause, hatte nicht einmal eine Putzfrau und war in ihrem Alltag sehr agil. Doch sie verstarb urplötzlich an einem Herzinfarkt. Nur zwanzig Minuten später starb auch ihr Mann, was wir später auf dem Totenschein sehen konnten. Er hatte noch gar nicht erfahren, dass seine Frau gerade verstorben war. War es ein Zufall, dass sie nur wenige Minuten nacheinander verstarben? Daran mag ich nicht glauben. Mich bringen solche Geschichten stets zum Nachdenken. Es gibt so viele Dinge, die wir nicht verstehen, aber an die wir glauben können. Ich höre einige Leute schon sagen: »Der Kuckelkorn, der spinnt doch!« Daran kann ich nichts ändern. Mir gibt dieses Bild, das ich in mir trage, eine tiefe Zufriedenheit – sowohl im Beruf als auch persönlich. Vielleicht habe ich deshalb auch keine Angst vor meinem eigenen Tod. Wenn es einmal so weit ist, dann kann ich, glaube ich, gut mit meinem Leben abschließen. Wir Menschen leben unser Leben und tun unser Möglichstes, um es für uns und für andere gut zu gestalten, und irgendwann ist es zu Ende. Für mich ist dieser Verlauf so völlig in Ordnung. Allerdings habe ich, wie so viele andere Menschen, Angst vor dem Sterben. Denn Sterben ist nicht schön. Es kann Schmerzen

bedeuten, oder langes Leiden geht dem endgültigen Ende voraus. Aber ich fürchte, dass das Schlimmste am Sterben das Loslassen sein wird. Ich bin ein Mensch, der immer sehr stark bei den anderen ist und sie in den Vordergrund stellt. Deswegen kann ich mir auch nicht vorstellen, dass ich im Sterben eine Sicht einnehmen werde, die nur auf mich fixiert sein wird. Ganz nach dem Motto: »Hoffentlich bist du schnell weg.« Vielmehr, denke ich, werde ich gedanklich bei meiner Frau und meinen Kindern sein, wie traurig sie sein müssen oder ob ich ihnen alles mitgegeben habe fürs Leben. Ich merke, daran habe ich jetzt schon zu knabbern. Wenn ich durch die Sicherheitskontrolle am Flughafen gehe und meine Familie fliegt nicht mit, fühlt es sich für mich manchmal an wie Sterben. Ich lasse die zurück, die ich am meisten liebe. Unweigerlich, weil ich den Flieger erreichen muss. So stelle ich mir den Übergang vor. Auch wenn ich zuversichtlich bin, dass wir uns irgendwann nach dem Tod wiedersehen werden, habe ich ein bisschen Angst davor. Die Türe endgültig zu schließen, um zu gehen und meine Frau, Kinder und Enkelkinder zurückzulassen, das wird eine große Herausforderung für mich werden, da bin ich mir ganz sicher. Davor kann mich auch die lebenslange, tägliche Beschäftigung mit dem Tod nicht ganz bewahren.

DEM TOD EIN GESICHT GEBEN



Der persönliche Abschied von einem Verstorbenen gehört zu den entscheidenden Momenten der Trauer, das weiß ich inzwischen aus eigener leidvoller Erfahrung. Und das gilt umso mehr, je plötzlicher der Tod über einen hereinbricht. Viele Menschen hegen Ängste und Vorbehalte vor diesem Moment des Verabschiedens. Oftmals erleben wir, dass sich Menschen die Begegnung am offenen Sarg nicht zutrauen. Aus gutem Grund versuchen wir in diesen Fällen, die Menschen von dem unschätzbaren Wert einer persönlichen Abschiednahme zu überzeugen. Wir begleiten die Familien ganz behutsam bei der Annäherung an diese Situation und hören danach immer wieder, wie gut und wichtig dieser Abschied für sie war. Eine grundsätzliche Voraussetzung für eine solche Abschiednahme ist natürlich, dass sich die Verstorbenen zu diesem Zeitpunkt in einem guten, also einem für die Angehörigen zumutbaren, würdevollen Zustand befinden. Und unsere Aufgabe als Bestatter ist es, genau diesen Zustand herbeizuführen.

Es kamen einmal drei erwachsene Kinder einer verstorbenen Frau, zwei Söhne und eine Tochter, zu uns. Während der Beratung dominierten die beiden Männer sehr stark das Gespräch. Die Schwester war viel emotionaler in dieser Situation als ihre Brüder. Irgendwann kamen wir auf den Punkt zu sprechen, dass es die Möglichkeit gibt, sich zu verabschieden oder die Mutter für die Bestattung sogar

selbst herzurichten. Die beiden Brüder polterten sofort los: »Kommt gar nicht in Frage, das wollen wir nicht! Wir machen eine Trauerfeier auf dem Friedhof, so wie das immer in unserer Familie gemacht wurde. Ende, aus.« Selbst als ich noch einmal versuchte, die Idee dahinter zu erläutern, wurde ich von ihnen barsch abgewiesen. Also hakte ich das für mich ab und dachte still: »Du hast es zumindest erwähnt.« Am nächsten Tag rief die Tochter bei mir an und kam auf mein Angebot zurück. »Meine Brüder müssen das ja erst einmal nicht wissen, aber können Sie mich anrufen, wenn Sie meine Mutter bei sich haben? Ich würde gerne dabei sein, wenn Sie sie ankleiden. Ich möchte einfach das Gefühl haben, noch ein bisschen bei ihr zu sein.« Sie ist dann gekommen, hat zunächst danebengestanden und später auch geholfen. Sie hat ihre Mutter angekleidet, ihr die Haare geföhnt und sie geschminkt. Die Tochter hatte sogar einen eigenen Lippenstift mitgebracht, dessen Farbe der Mutter besonders gut gefallen hatte. Am Schluss brachten wir ihre Mutter gemeinsam in den Abschiedsraum. Das war eine tiefe, wunderschöne Situation, von der die Frau danach auch ihren Brüdern erzählte. Am Tag der Trauerfeier war die Tochter von Beginn an in der Rolle einer Gastgeberin. Sie ging zu den Leuten, ganz offen, bot ihnen einen Platz an, kommunizierte und agierte. In meinen Augen war diese Frau bereits richtig frei und ging gelöst mit ihrer Trauer um. Die Brüder saßen vorne in der ersten Reihe und waren zu keinem Wort fähig. Sie waren noch völlig in ihrer Trauer um die geliebte Mutter gefangen.

Selten konnte ich den Unterschied, den die persönliche Abschiednahme ausmacht, so unmittelbar beobachten. Mir kam es fast vor wie eine kleine Feldstudie, die extra für mich

unternommen wurde. Die Erfahrung, nicht nur dabei zu sein und zu sehen, wie die eigene Mutter hergerichtet wird, sondern sie auch zu berühren und sich in diesen Prozess der Vorbereitung mit einbeziehen zu lassen, bringt Hinterbliebene ein unsagbar großes Stück voran in ihrer Trauerarbeit. Das ist ein ganz wichtiger Faktor. Man braucht auch keine Angst davor zu haben, weil es weder schlimm noch schrecklich ist. Es ist immer noch die eigene Mutter, das ist immer noch der Körper, aus dem man einst hervorgegangen ist und mit dem man viele Dinge geteilt hat. Und selbst wenn die letzten Jahre kaum schöne Erinnerungen hinterlassen haben, weil die Verstorbene vielleicht im Pflegeheim oder im Krankenhaus gelegen hat oder weil ein schwerer Toteskampf oder langes Leiden dem Ableben vorausgegangen ist, am Ende stehen all dem diese friedvollen Bilder entgegen, die sich während der Vorbereitung einprägen. Dann ist da plötzlich etwas, womit sich leichter Frieden schließen lässt: »In den letzten fünf Wochen hat sie immer so schwer geatmet. Und jetzt ist da nur noch Entspannung, Ruhe und dieses Gefühl der Gelassenheit. Wenn das der Tod ist, dann ist er nicht schlimm.«

Immer wieder höre ich von Menschen, dass sie die Angst vor dem Tod verloren haben, nachdem sie das entspannte Gesicht der Mutter oder das des Vaters gesehen haben. Deswegen denke ich, dass es einfach wichtig ist, die Menschen in diesen ganz natürlichen Prozess mit einzubeziehen.

Als ich in unserem Familienunternehmen erstmals mit meinem späteren Beruf in Berührung kam, spielten diese Dinge auch bei mir kaum eine Rolle. Meine ersten fünf bis zehn Berufsjahre bemühte ich mich, alles zu verstehen, alles in mich aufzusaugen und das Bestatterhandwerk so

zu leben, wie meine Eltern es getan hatten. Erst dann kam ich an einen Punkt, an dem ich spürte, dass ich gern etwas anders machen würde. Damals arbeitete ich hauptsächlich im technischen Bereich unseres Unternehmens, das heißt, ich kümmerte mich um die Abholung von Verstorbenen, die Überführung, den Aufbau von Dekorationen und eben auch um die Versorgung der Verstorbenen. Mehr und mehr störte mich, dass es so wenige persönliche Abschiednahmen gab. Schon in den 1980er Jahren boten wir Hinterbliebenen eigene Abschiedsräume an, doch die Nachfrage war extrem gering.

Im Verlauf meiner beruflichen Ausbildung wurden vom Berufsverband nur rudimentäre Ansätze zu diesen Fragen

Mich beschäftigte immer mehr die Frage, wie ich Verstorbene in einen Zustand versetzen könnte, der einen persönlichen Abschied für die Angehörigen überhaupt erst möglich macht.

angeboten. Weil mich das aber nicht zufriedenstellte, besuchte ich schon damals sogenannte Kosmetikseminare, bei denen es darum ging, genau diese negativen Begleiterscheinungen, die der Tod mit sich bringt, abzumildern.

Die Veränderungen des Körpers nach dem Tod sind natürlich von Mensch zu Mensch sehr unterschiedlich, und ich merkte sehr schnell, dass die reine Kosmetik oftmals nicht zufriedenstellend war. Glücklicherweise fand ich einen Kreis junger Bestatter, die alle so dachten wie ich und mit denen ich nach neuen Wegen suchte. In Frankreich und in den USA hatte sich schon seit vielen Jahrzehnten und teilweise sogar Jahrhunderten das Konservieren von Ver-

storbenen in der Praxis durchgesetzt. In den Staaten wurde diese Form der Versorgung bei allen Erdbestattungen praktiziert, weil dort das sogenannte »Viewing« bei der Trauerfeier, also die Abschiednahme am offenen Sarg, die Regel war. Wir kennen das aus amerikanischen Filmen, dass die Trauerreden neben dem geöffneten Sarg gehalten werden. Je kürzer der zeitliche Abstand zwischen Eintritt des Todes und der Trauerfeier ist, umso eher reicht eine einfache Kühlung des Verstorbenen aus. Aber jeder kennt das von Lebensmitteln, die im Kühlschrank lagern. Selbst hier kann es sein, dass sich bestimmte Prozesse plötzlich viel schneller abspielen, sobald das Lebensmittel aus dem Kühlschrank herausgeholt wird. Insofern ist die reine Kühlung kein adäquater Weg, um zu garantieren, dass der Körper eines Verstorbenen auch eine Woche nach dem Tod noch in vorzeigbarem Zustand ist. Napoleon sorgte zu seiner Zeit für die entscheidenden medizinischen Forschungen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, dass all seine gefallenen Soldaten in Heimerde bestattet werden sollten. Fiel also ein französischer Soldat in der Schlacht, sollte er mit dem Pferdewagen querfeldein durch Europa nach Hause gebracht werden. Um dies durchzusetzen, ließ Napoleon Ärzte erforschen, wie die Körper der gefallenen Soldaten eine solche Reise überstehen könnten. Der Wissenschaftler Jean-Nicolas Gannal experimentierte relativ früh mit dem Gefäßsystem des menschlichen Körpers. Die Adern, Arterien und Venen, sind ja perfekt geeignet, um über sie den gesamten Körper zu erreichen. Über die Kapillare kommt man bis zu den letzten Zellen eines Körpers. So entstanden die Forschungen über verschiedene Konservierungslösungen, die man über das Gefäßsystem in den Körper einbringen konnte, um seine

sogenannte Selbstverdauung und die damit verbundenen unschönen Begleiterscheinungen zurückzudrängen. Mit der Auswanderungswelle gelangte diese Forschung nach Amerika, wo die Methodik perfektioniert wurde, um später wieder nach Europa zurückzukehren. Frankreich, Großbritannien und die USA werden heute als Mutterländer dieser Versorgungspraxis bezeichnet. In Deutschland kamen diese Praktiken im Endeffekt erst Mitte der 1990er Jahre an. Das war der Start für die Thanatopraxie – einmal als eigenständiges Berufsbild, aber auch als Teilbereich unseres Berufs als Bestatter.

Für mich ist die Thanatopraxie ein unglaublich weites Feld. Wenn jemand vor seinem Tod lange im Krankenhaus gelegen hat und nicht in seinem gewohnten Umfeld sterben

Eine Familie kann doch viel eher Frieden schließen, wenn die Mutter bei der Abschiednahme mit gewaschenen und vernünftig geföhnten Haaren sowie gekürzten Fingernägeln im Sarg liegt und wenn sie das Abendkleid von ihrem achtzigsten Geburtstag trägt.

konnte, dann ist für mich die Würde, die der Mensch verdient hat, schon nicht mehr gegeben. Oftmals haben diese Menschen fettige Haare, die Fingernägel wurden ihnen nicht mehr gekürzt und vieles weitere. Wenn wir Verstorbene in so einem Zustand abholen und einsargen, dann denke ich oft, dass diese Person das zu Lebzeiten vermutlich niemals zugelassen und das auch jetzt nicht gewollt hätte.

Falls es mir möglich ist herauszufinden, dass es beispielsweise eine Dame war, die unheimlich großen Wert auf ihr

Äußeres gelegt hat, dann färbe ich auch schon mal den Haaransatz nach. Das hat für mich etwas mit der Würde der verstorbenen Person zu tun. Es sind alles nur kleine Elemente und kleine Arbeitsschritte, die die Angehörigen in dem Moment vielleicht gar nicht bewusst wahrnehmen. Aber am Ende kommen sie zu mir und bedanken sich oft mit dem Satz: »Wissen Sie, jetzt war die Mutter vier Wochen im Krankenhaus, eine leidvolle Zeit, aber der Abschied heute war so schön und friedlich, dass wir dieses Bild mitnehmen und die Zeit im Krankenhaus damit auch vergessen können.« An dieser Stelle ist für mich die Würde wiederhergestellt – genau darum geht es mir.

Nicht immer lässt sich dies durch solch vergleichsweise simple Handlungen erreichen. Verstirbt eine Person durch ein Unfallereignis, hat beispielsweise ein zerstörtes Bein oder sogar einen stark verletzten Kopf, dann bedarf es einer sehr viel umfangreicheren Versorgung. Denn so viel ist klar, kein Arzt wird sich den abgetrennten Körperteilen mehr widmen, diese kommen in einen sogenannten Bodybag. Das ist eine Kunststoffhülle, die verschlossen ins Institut für Rechtsmedizin gebracht wird. Nach der Freigabe der Polizei übernimmt dann der Bestatter die körperlichen Überreste. Nun könnte man es sich natürlich einfach machen und der Familie den Rat geben, den verstorbenen Menschen besser so in Erinnerung zu behalten, wie sie ihn kannte. So einen eindringlichen Appell akzeptiert fast jeder Hinterbliebene, da er auf das Urteil des Profis vertraut. Manchmal ist es aber ratsam, dass man nochmals nachfragt und darum bittet, ob eine Verabschiedung am offenen Sarg doch noch möglich sei. Ich treffe mich zum Beispiel regelmäßig mit Notfallseelsorgern, die häufig bei Unfällen vor Ort sind, und er-

läutere denen, was Bestatter tatsächlich alles tun können, um betroffenen Familien bei ihrem Abschied zu helfen. Ich halte das für eine ganz sinnvolle Sache für den Fall, dass die Familien an Kollegen geraten, die diese spezielle Art der Versorgung nicht durchführen können. So wird ihnen dennoch diese Möglichkeit des persönlichen Abschieds offeriert. Unsere Aufgabe sehe ich in solch einem Fall darin, Wunden zu schließen, Narben zu verdecken, Brüche zu schienen oder amputierte Gliedmaßen wieder anzufügen, um wieder eine Situation zu erzeugen, in der überhaupt Abschied genommen werden kann. Man darf sich nicht vorstellen, dass man nach erfolgter Versorgung gar keine Verletzungen mehr sieht. Das wäre auch nicht sinnvoll. Die Familie soll ja verstehen, dass ihr Angehöriger verstorben ist, und die Ursache nicht vollkommen ausblenden. Aber

Familien von Unfallopfern kommen oft nach ihrem Abschied zu mir und sagen: »Wir haben uns das viel schlimmer vorgestellt.« Wir als Bestatter wissen dann, dass es auch sehr schlimm war, doch da müssen wir ja nicht drüber reden. Was zählt, ist der Moment des würdevollen Abschieds.

dafür muss keine große Platzwunde im Gesichtsbereich klaffen. Wenn dort eine Naht sichtbar ist, kann sich jeder vorstellen, dass dort eine Wunde war, trotzdem ist der Abschied in dem Moment friedvoll. Darin besteht die große Kunst der Thanatopraxie.

In Deutschland gibt es heute wohl an die Hundert Thanatopraktiker. Wir können schon vieles, was andere Bestatter nicht können – und doch haben unsere Fähigkeiten

ihre Grenzen. In dem Moment, wo der Körper eines Unfall-
opfers so stark zerstört ist, dass er nicht mehr rekonstruk-
tionsfähig ist, können selbst wir nichts mehr tun. Wie zum
Beispiel kann ich etwas rekonstruieren, das nicht mehr da
ist – wie Haare oder Haut bei Verbrennungen? An diesem
Punkt sind wir machtlos. Ebenfalls schwierig wird es, wenn
Verstorbene sehr lange gelegen haben, bis sie gefunden wur-
den. In den ersten Stadien können wir den Folgen von In-
sektenbefall noch Herr werden, später wird es zunehmend
schwerer. Kommt es zu Insektenfraß oder sogar Tierfraß
– im Wald oder im Meer –, so dass eventuell auch Teile des
Körpers fehlen, ist die Wiederherstellung für die Abschied-
nahme sehr aufwendig. Und dann gibt es auch noch stark
zerstörende Verletzungen, die man jeweils von Fall zu Fall
beurteilen muss. Wenn jemand von einem fahrenden ICE
überrollt wird, ist unter Umständen eine Rekonstruktion
nicht mehr möglich. Manchmal aber doch. Wir haben
durchaus auch schon solche Fälle zu vernünftigen, guten
Abschiednahmen gebracht. Ein anderes Beispiel ist, wenn
jemand Suizid begangen und sich mit einer Schrotflinte in
den Kopf geschossen hat. Wir sind sehr geübt in der Re-
konstruktion von Schädeln und können sogar partielle Ele-
mente ersetzen, die nicht mehr aufgefunden werden kön-
nen. Möglich ist also tatsächlich vieles, und es wird immer
versucht, das beste Ergebnis für eine würdevolle Abschied-
nahme zu erzielen.

Meist wissen wir schon von Anfang an, ob eine Abschied-
nahme möglich sein wird oder nicht. Bei einem »norma-
len« Sterbefall können wir im Grunde genommen eine
Abschiednahme zusagen, ohne den Verstorbenen zuvor
gesehen zu haben. Da spricht normalerweise nichts dage-

gen. Und sollte sich an unserer ersten Einschätzung etwas ändern, dann muss man mit den Angehörigen noch einmal reden. Wir hatten einmal den Fall, dass ein Mann im Krankenhaus an einem Herzinfarkt verstarb. Noch bevor unsere Mitarbeiter den Verstorbenen dort abholten, vereinbarten wir mit den Angehörigen einen Termin für die Abschiednahme am offenen Sarg. Später stellte sich jedoch heraus, dass es von Organseite einen Blutstau in Richtung Gesicht gegeben hatte und dass das Gesicht des Verstorbenen pechschwarz geworden war. Da mussten wir mit den Angehörigen ein weiteres Gespräch führen und schlugen ihnen eine Einbalsamierung vor. Das Wort ist immer etwas irreführend, es handelt sich hierbei um das Einbringen einer Konservierungslösung in den Körper. Man spült quasi das Gefäßsystem durch und ersetzt das Blut mit dieser Konservierungslösung. Das führt dann dazu, dass sofort ein optischer Effekt zu sehen ist. Der Mann, der an einem Herzinfarkt verstorben war und eigentlich einen Blutstau hatte, sah plötzlich wieder ganz normal aus. Das sind die Punkte, die man mit den Angehörigen besprechen muss. Verstirbt jemand durch einen Unfall, dann vertrösten wir im ersten Beratungsgespräch gern auf einen späteren Termin, bis zu dem wir den Verstorbenen erst einmal anschauen und begutachten konnten.

Mein persönlicher Anspruch ist extrem hoch. Es gibt Fälle, in denen ich überzeugt bin, dass wir die Versorgung super hinbekommen werden. Am Schluss sind es vielleicht aber doch nur achtzig Prozent. Für die betroffenen Familien sind diese achtzig Prozent schon mehr als zufriedenstellend, aber mein eigener Anspruch liegt einfach höher. Es kann aber genauso gut auch umgekehrt sein. Am An-

fang denke ich: »Das schaffst du nie!« Und hinterher ist der Zustand des Verstorbenen viel besser, als ich zu hoffen gewagt hatte.

Die Thanatopraxie geht auf fundierte medizinische Grundkenntnisse zurück. Ohne das Wissen, wie der menschliche Körper genau funktioniert, lässt sie sich nicht anwenden. Im Laufe der Ausbildung wird man daher von Dozenten der medizinischen Fakultät einer Universität unterrichtet und in die unterschiedlichen Themenbereiche eingeführt. Selbstverständlich lernt man etwas über das Gefäßsystem des menschlichen Körpers, aber auch die grundsätzliche Anatomie mit Knochenaufbau und Organstruktur gehört zu den Lerninhalten. Möglicherweise muss man als Thanatopraktiker von Fall zu Fall in einen fachlichen Austausch mit einem Arzt oder einem Rechtsmediziner treten, um sich Rat zu holen oder um sich gegenseitig zu unterstützen. Dafür ist dieses grundsätzliche medizinische Verständnis unerlässlich. Auch die Mikrobiologie ist ein wichtiges Thema in Bezug auf unsere Arbeit. Wenn wir verstehen wollen, welche Prozesse nach dem Tod im Körper ablaufen, müssen wir wissen, welche Keime wie wirken. Auch um mögliche Ansteckungsrisiken zu vermeiden, ist dieses Wissen für uns extrem wichtig, denn zum Beispiel multi-resistente Keime sind auch bei uns Bestattern eine große Gefahr. Daneben spielt das Unterrichtsfach Rechtsmedizin in Bezug auf die vielen nicht natürlichen Todesursachen eine große Rolle. Ist beispielsweise ein Mensch durch einen Autounfall gestorben, sollten wir wissen, welche inneren Verletzungen generell durch so einen Unfall passieren können und wie sich diese inneren Verletzungen auf das äußere Erscheinungsbild oder auf eine Einbalsamierung des

Verstorbenen auswirken können. Im Grunde genommen ermöglichte mir die Ausbildung zum Thanatopraktiker einen tiefgreifenderen Blick in meinen Beruf, weshalb diese Zusatzqualifikation für mich das Herzstück meiner beruflichen Ausbildung bedeutete.

Nach dem Abschluss als Thanatopraktiker hatte ich eine

Erst als ich 1997 den Abschluss als Thanatopraktiker in der Tasche hatte, fühlte ich mich als vollwertiger Bestatter.

ganz andere Basis und konnte in vielen Situationen in den Beratungsgesprächen viel sicherer agieren, weil ich genau wusste, wovon ich sprach – selbst gegenüber Mediziner, wenn diese meine Kunden waren. Ich hatte mir plötzlich den Bereich der Totenversorgung erschlossen, einen Bereich meines Berufes, der für mich bis dahin ein sehr unsicherer gewesen war. Meine Erfahrungen waren immer geprägt von dem Gefühl, hier nur Halbwissen zur Verfügung zu haben. Plötzlich war ich richtig gut im Thema.

Als Thanatopraktiker bekomme ich Dinge zu sehen, die hundertprozentig nicht jedermanns Sache wären. Mir aber bereiten diese Bilder im Kopf keine schlaflosen Nächte. Vielleicht liegt es daran, dass man mit der Ausbildung auch auf diese Situationen vorbereitet wird. Man weiß, in welchem Aufgabengebiet man sich bewegt, und bekommt eine professionelle Sichtweise. Ähnlich einem Unfallchirurgen, der auch tagtäglich nur Unfallopfer zu sehen bekommt und trotzdem gut damit zurechtkommt, weiß ich, wofür ich das mache. Der Chirurg versucht, die Menschen zu heilen, damit sie im Optimalfall wieder unversehrt aus dem Kranken-

haus spazieren können. So ist es bei mir natürlich nicht, niemand spaziert hier wieder aus dem Bestattungsinstitut hinaus. Aber wir können einen Zustand schaffen, der Familien einen guten Abschied ermöglicht. Darin besteht unser Erfolgserlebnis. Insofern ist das durchaus miteinander zu vergleichen.

An dieser Stelle möchte ich einen kurzen Exkurs zum Thema Obduktionen machen. Wenn jemand stirbt und daraufhin obduziert wird, dann ist das ein massiver Eingriff in den Körper. Wenn mir die Entscheidung obliegen würde, ob bei meinen Familienangehörigen oder auch bei mir selbst eine Obduktion durchgeführt werden soll, würde ich mich immer dagegen aussprechen. Zwei Arten von Obduktionen muss man dabei unterscheiden: die eine ist die von Rechts wegen angeordnete, die andere ist die mehr oder weniger privat beauftragte Obduktion. Wird sie durch Polizei, Staatsanwaltschaft oder Gericht angeordnet, haben Angehörige keine Möglichkeit, die Obduktion ihres Angehörigen zu verhindern. Bei einer medizinischen Obduktion sieht es dagegen etwas anders aus. Hier könnten beispielsweise versicherungsrechtliche Gründe eine solche sinnvoll erscheinen lassen. Die Frage, ob jemand an einer Staublung gestorben ist oder nicht, könnte Auswirkungen darauf haben, ob die Berufsgenossenschaft der Frau des Verstorbenen eventuell eine Witwenrente zahlen muss.

Ärzte sprechen ja nicht darüber, was sie bei einer Obduktion tatsächlich tun. Sie sagen viel mehr: »Wenn Sie wissen wollen, woran Ihr Mann wirklich gestorben ist, können wir das vielleicht für Sie herausfinden.« Fakt ist, es kommt zu einer kompletten Leichenöffnung – der gesamten Öffnung des Brust- und Bauchraums sowie des Schädels. Eine

Obduktion erfolgt immer nach einem festen Ablauf, der alles umfasst und nie individualisiert wird. Für ein Gutachten innerhalb eines Gerichtsverfahrens beispielsweise sind alle Untersuchungen komplett standardisiert. Will man wissen, ob die Todesursache organisch bei der Lunge

In Fällen, in denen eine Obduktion nicht zwingend angeordnet wurde, würde ich immer davon abraten.

oder beim Herzen zu finden ist, untersucht niemand nur die Lunge oder das Herz, sondern macht einen kompletten Befund. Nach der Beerdigung lässt sich eben keine der Untersuchungen noch einmal wiederholen. Beerdigt heißt normalerweise beerdigt, und bei einer Einäscherung gibt es selbsterklärend keine zweite Chance.

Bei einer medizinischen Obduktion könnte man theoretisch je nach Fragestellung auf bestimmte Untersuchungen verzichten. Das wird aber in der Regel so nicht praktiziert, denn Krankenhäuser setzen Obduktionen auch gern zur Qualitätskontrolle ein. Stimmen die gestellten Diagnosen? Stimmen die gemachten Röntgenbilder? Die meisten Obduktionen werden in Unikliniken durchgeführt, wo auch der Ausbildungsgedanke häufig eine Rolle spielt. Vielleicht gibt es einen jungen Arzt, der seine erste Obduktion durchführt. Dann macht es Sinn, dass er sie gleich komplett macht. Oder es werden bestimmte Krankheitsverläufe erforscht: Ist das Karzinom wirklich so groß gewesen? Hatte es bereits gestreut? All diese Dinge führen dazu, dass eine Obduktion immer komplett gemacht wird. Eine »kleine Obduktion« gibt es de facto nicht. Eine Obduktion bedeutet daher immer, dass die Rippen aufgetrennt und alle Organe dem Kör-

per entnommen werden, diese werden dann gemessen und gewogen, der Kopf wird geöffnet, um das Gehirn zu entnehmen, bis hin dazu, dass sogar der Kehlkopf entnommen wird, was im Bereich des Halses ein völlig unnatürliches Bild widerspiegelt. Leider ist nämlich die übliche Praxis, dass am Ende der Obduktion alle Organe inklusive des Gehirns einfach in die Bauchhöhle gelegt werden.

Nach einer Obduktion ist der Körper durch viele dicke Nähte gezeichnet – am Kopf, am Hals bis hinauf zum Kinn und am Oberkörper. Wenn dann eine Familie kommt und Abschied nehmen möchte, versuchen wir nach Möglichkeit, diese massiven Nähte zu verdecken. Meist öffnen wir jede dieser Nähte noch einmal, um sie ein wenig sorgfältiger zu nähen, als das zunächst gemacht wurde. Manchmal sind die Nähte nicht einmal richtig dicht, so dass ständig ein kleines bisschen Blut aus der Wunde austritt, was dazu führen kann, dass das weiße Hemd, das wir dem Verstorbenen anziehen, nach einer Viertelstunde rosa ist. Insofern sind wir da sehr gewissenhaft und schauen auch nach, ob der Zustand innerhalb des Körpers vernünftig ist oder ob da aus Versehen noch irgendetwas anderes mit entsorgt wurde – wir haben schon Handschuhe oder Ähnliches gefunden. Bei der Naht am Kopf achten wir darauf, dass keine Haare in der Naht vernäht sind, damit man sie wieder vernünftig durchkämmen und waschen kann. Teilweise überschminken wir auch die Nähte, so dass der Nahtverlauf nicht mehr so stark zu sehen ist. All das ist eine ganzheitliche Arbeit, um wieder ein Bild zu schaffen, mit dem Angehörige bei einem Abschied klarkommen können und mit dem der Verstorbene einen Teil seiner Würde zurück-erhält.

Die Menschen, die die hehre Vorstellung haben, ihren Körper nach ihrem Tod der Medizin zur Verfügung zu stellen und damit noch zu etwas Sinnvollem beitragen zu können, sollten sich zumindest diese Fragen beantworten lassen: Wann wird mein Körper bestattet? In welchem Zustand wird er bestattet? Und was genau wird mit ihm gemacht?

Den Bereich der Organspende möchte ich hierbei explizit ausklammern. Wenn sich Verstorbene zu Lebzeiten für eine Organspende entschieden haben und diese nach dem Tod durchgeführt wird, ist für uns hinterher die Vorbereitung auf eine Abschiednahme ohne Probleme möglich, weil die Mediziner hier mit einer ganz großen Sorgfalt arbeiten. Hier handelt es sich um Transplantationsteams, die der Versorgung der Verstorbenen einen hohen Stellenwert beimessen. Werden beispielsweise die Netzhäute gespendet, setzen die Mediziner anschließend ein Implantat ein. Für sie spielt die Würde der Verstorbenen ebenfalls eine große Rolle, und auf ihrer Arbeit können wir bei der Vorbereitung dann aufbauen.

KATASTROPHEN-EINSATZ



Durch die Ausbildung zum Thanatopraktiker hatte ich eine Gruppe junger Bestatter gefunden, die meine Ansätze teilten und diesen speziellen Bereich der Versorgung von Verstorbenen ebenfalls für sich entdeckt hatten. Sehr schnell stellten wir fest, dass unsere besonderen Fähigkeiten und Kompetenzen auch in anderen Bereichen der Gesellschaft von Interesse sein könnten. Und so kam es 1999 relativ spontan dazu, dass wir uns nach dem verheerenden Erdbeben von Gölcük in der Türkei der türkischen Regierung als Unterstützer bei der Bergung und Identifikation von Verstorbenen anboten. Wir gründeten einen Arbeitskreis und entsendeten erstmals unter dem Namen »Death-Care« ein Helfsteam in ein Katastrophengebiet. Als Bestatter sind wir seither ähnlich der Non-Profit-Organisation »Ärzte ohne Grenzen« ehrenamtlich als Hilfsorganisation im Ausland unterwegs.

Nur kurze Zeit nach dem Einsatz in der Türkei gab es einen zweiten Einsatz bei einem Erdbeben in Taiwan. Allerdings unterschieden sich hier die Voraussetzungen für unseren Hilfseinsatz grundsätzlich. In der Türkei waren nach dem Erdbeben viele Dörfer auf dem Land nicht mehr existent und die Infrastruktur gebietsweise komplett zerstört, in dem hochtechnisierten Taiwan fanden wir hingegen auch nach dem Beben noch eine relativ gute Infrastruktur vor. Zwar gab es auch dort große Schäden und viele Opfer

zu beklagen, aber die eigenen Katastrophenhilfe-Teams konnten dort trotzdem relativ gut arbeiten. Wir waren daher in Taiwan bei weitem nicht so stark gefordert wie in der Türkei. Das führte dazu, dass wir uns als Hilfsorganisation noch einmal anders positionierten. Nicht nur das Ereignis war bei so einem Einsatz zu bewerten, sondern auch das Land, in dem der Katastrophenfall eintrat. Wir entschlossen uns, zukünftig viel schematischer an solche Einsätze heranzugehen, und entwickelten eine Art Raster, für das folgende Fragen zu beurteilen waren: Wie ist die Infrastruktur vor Ort? Welche Bereiche sind betroffen und wie viele Opfer sind zu erwarten? Wir kategorisieren seither jeden einzelnen Katastrophenfall und entscheiden, in welchen Fällen ein Einsatz von »DeathCare« überhaupt sinnvoll ist.

2004 kam es dann zu unserem bislang größten Auslandseinsatz. Ich denke, jeder erinnert sich noch an die schrecklichen Nachrichten des zweiten Weihnachtsfeiertages, als ein schweres Erdbeben mehrere Tsunamis im Indischen Ozean ausgelöst hatte und viele Tote und Vermisste vermutet wurden. Im Verlauf der nächsten Tage stieg die Zahl der geschätzten Todesopfer auf unfassbare 230 000. Unmittelbar stand fest, dass auch viele Touristen von der Katastrophe betroffen waren, da diese ihre Weihnachtsferien dort verbracht hatten – unter ihnen auch viele Deutsche. Ohne Zweifel war hier ein hoher Anteil von Rücktransporten in die ganze Welt notwendig. Aus diesem Grund kam die deutsche Bundesregierung in Person des damals amtierenden Außenministers Joschka Fischer mit der Anfrage auf uns zu, ob wir ein Team für den Rücktransport von verstorbenen deutschen Touristen organisieren könnten. Für alle Beteiligten war ganz klar, dass hier dringender Handlungs-

bedarf gegeben war. Also wurde unser zehnköpfiges Team nach München entsandt, wo wir uns zusammenfanden, unser Equipment zusammenstellten – wir hatten glücklicherweise schon damals einen Notfallcontainer auf dem Flughafen – und uns für den Einsatz präparierten. Weil die Mitglieder unseres Teams teilweise einen sehr unterschiedlichen Impfstatus hatten, wurden wir am Münchner Flughafen noch einmal »aufgefrischt«. Natürlich bemühen wir uns, unseren Impfstatus immer auf dem höchsten Level zu halten, aber damals war das nicht bei jedem Einzelnen der Fall, weshalb wir alle noch einmal von Regierungsärzten vor Ort am Flughafen komplett versorgt wurden. Das war schon eine sehr spezielle Situation. Wir bekamen alle Infusionen, Spritzen und Tabletten – was genau uns da gegeben wurde, wissen wir bis heute nicht. Danach hieß es: »Jetzt kann nichts mehr passieren!« In so einem Fall fragt man dann auch nicht mehr nach und vertraut einfach den Experten.

Wir stiegen in ein Flugzeug, das uns Richtung Thailand, genauer gesagt nach Phuket, bringen sollte. Gemeinsam mit uns im Flieger saß noch eine Einheit des Technischen Hilfswerks, die mit Suchhunden und einer Wasseraufbereitungsanlage unterwegs waren, um vor Ort nach Menschen zu suchen und zu bergen. Ich kenne diese Aufbruchsstimmung von einigen Freiwilligen Feuerwehren hier in Köln. Das THD-Team war aufgeputscht, wie man es sich vor einem Feuerwehreinsatz vorstellt. Natürlich brennen sie für ihren Dienst, und wenn nach langer Wartezeit mal wieder ein Einsatzbefehl kommt, dann ist das etwas sehr Erfüllendes. Genau so war es in diesem Fall auch. Das Team war hoch motiviert, zu helfen und Menschen zu bergen.

Unser Team hingegen war da schon sehr viel realistischer in der Einschätzung der Situation vor Ort. Wir hatten die Situation im Vorfeld genauestens analysiert und flogen mit sehr gemischten Gefühlen nach Thailand. Wir kannten die Bilder, wir kannten die Berichte, wir wussten, dass es Sammelplätze für Verstorbene unter freiem Himmel gab und dass vor Ort keine Kühlungen möglich waren. Das Unglück war zu dieser Zeit auch schon drei, vielleicht sogar vier Tage her, wir waren ja keines der Ersthelfer-Teams, sondern sozusagen die zweite, wenn nicht sogar die dritte Welle.

Am Ankunftsort wurden wir von einem Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Empfang genommen und zunächst in unsere Hotels gebracht. Als sehr irritierend empfand ich

Uns war auf diesem Flug nach Thailand ein bisschen flau im Magen, da wir nicht genau wussten, wie unsere Aufgabenstellung vor Ort tatsächlich aussehen und was uns im Detail erwarten würde.

die Stimmung in diesen Hotels, in denen wir Helfer übernachteten. Einige Urlauber waren nach der Katastrophe sehr schnell wieder in ihren Entspannungsmodus zurückgekehrt. Wenn wir in unserer Einsatzkleidung also morgens aufbrachen oder abends zurückkehrten, begegneten wir Urlaubern in Badebekleidung, die uns sehr deutlich spüren ließen, dass sie eigentlich weder von uns noch von der Katastrophe behelligt werden wollten.

Jeder Tag startete jeweils mit einer Einsatzbesprechung. Immer ging es darum, welche Sammelpunkte wir abfahren würden, um bereits identifizierte deutsche Staatsbürger zum Flughafen nach Phuket zurückzubringen, um sie dort

einzubalsamieren und einzusargen. Das Konsulat stellte im Anschluss alle notwendigen Papiere aus, so dass der Rücktransport der Verstorbenen per Flugzeug gesichert war. Praktisch sah es so aus, dass wir uns immer in Teams von zwei Leuten zusammenfanden und mit ein oder zwei Särgen auf der Ladefläche eines Pick-ups Richtung zugeeiltem Sammelplatz fuhren. Aber nicht nur dort holten wir die Leichen ab. Wir waren auch in Krankenhäusern, wo Menschen, die zunächst noch versorgt wurden und dann starben, abzuholen waren. Oder an Unfallorten, also direkt an den Fundorten, wo die Menschen noch nicht richtig geborgen waren. Oftmals saßen die überlebenden Familienangehörigen dort neben den Verstorbenen. Wir sorgten dann dafür, dass sowohl die Überlebenden als auch die Toten zurückgebracht wurden.

Von Tag zu Tag wurde unsere Arbeit schwieriger, weil die amerikanischen Behörden, die ebenfalls sehr schnell vor Ort waren, damit begannen, die Leichensammelplätze, auf denen auch amerikanische Opfer zu finden waren, zu schließen. Die amerikanische Militärpolizei brachte alle Verstorbenen zunächst in Kühlcontainer und fing an, die einzelnen Verstorbenen mittels DNA-Analysen zu identifizieren und zurückzubringen. Insgesamt hat sich dieses Procedere über mehrere Jahre erstreckt, wie wir heute wissen. Damals haben sie einen Sammelplatz nach dem nächsten geschlossen, so dass wir nicht mehr auf die Verstorbenen auf diesen Plätzen zugreifen konnten. Wir bemühten uns daher, immer vor dieser Welle an den Sammelplätzen anzukommen, mussten dadurch aber auch jeden Tag ein bisschen weiterfahren. Am Ende unterschieden wir auch nicht mehr, ob die Verstorbenen Deutsche, Russen oder Franzoso-

sen waren – wenn wir einer Familie helfen konnten, dann taten wir an dieser Stelle genau das.

Unser Tagesablauf war während unseres Hilfseinsatzes absolut gleichförmig. Während wir morgens rausfuhren, kamen am Flughafen die Maschinen mit den Hilfsgütern an. Nach unserer Rückkehr versorgten wir nachmittags alle Verstorbenen, die wir hatten mitbringen können, verlöteten die Säрге und brachten sie dann abends aus dem Hangar in den Flieger, der mit den Toten und Verletzten zurückflog, um wieder neue Hilfsgüter zu holen. Das war ein organisierter Shuttle-Transport. Die meiste Zeit des Tages verbrachten wir bis tief in die Nacht auf dem Flughafen, wo der Flugzeughangar zu einem Lazarett und Sarglager umfunktioniert worden war und alles auf einen Rücktransport nach Europa wartete. Neben uns waren auch ständig Konsulatsmitarbeiter vor Ort, die versuchten, alle erforderlichen Papiere zusammenzustellen und Zuordnungen zu finden. Verpflegt wurden wir von Einheimischen, die eine Art Suppenküche für alle Helfer einrichteten.

Die Bilder aus dem Hangar haben sich mir eingebrannt. Wie Überlebende neben den Särgen ihrer Angehörigen sitzen und darauf warten, wieder nach Hause gebracht zu werden. Besonders erinnere ich mich an ein kleines Kind, das vielleicht vier Jahre alt gewesen sein mag. Dieses Kind wurde an einem Abend von zwei Helfern in den Flieger begleitet, um in sein Heimatland zurückzukehren – und zwar ohne Eltern. Das ist eine Szenerie, die ich mein Lebtag nicht mehr vergessen werde. Mitten in der Weihnachtszeit wurde dieses kleine Kind aus dem Paradies in die absolute Hölle gerissen, wo plötzlich nichts mehr ist, wie es war.

Diese ganzen Schicksale, die wir am Rande mitbekamen,

die Dinge, die wir zu sehen bekamen, waren nur schwer zu verkraften. Tote Körper, die in der prallen Sonne lagen, Kinder und Hühner, die zwischen den Leichen hin und her liefen, und hilflose Mönche, die nicht wussten, was sie tun sollten, und aus ihrer Hilflosigkeit heraus ein bisschen Desinfektionsmittel versprühten. An jedem öffentlichen Platz, an den wir kamen, hingen Zettel über Zettel voll von Suchnachrichten. Täglich kamen die Leute an diese Stellen, zeigten Fotos ihrer Eltern oder Kinder und fragten, ob wir denjenigen oder diejenige irgendwo gesehen hätten. All die vielen Menschen, die gesucht wurden oder die auf der Suche waren. Kinder, die ihre Eltern vermissten, oder Eltern, die ihre Kinder nicht fanden. Wir sahen in diese verzweifelten Gesichter und hatten irgendwann selbst keine Worte mehr.

Da wir als einziges deutsches Team vor Ort und häufig in Flugplatznähe tätig waren, wurden wir natürlich auch medial sehr intensiv begleitet. Als humanitäres Bestatter-Hilfsteam waren wir quasi einmalig in der Welt. Also berichteten

All das waren Eindrücke, die wir durch unseren beruflichen Hintergrund als Bestatter ganz gut wegstecken konnten. Und doch bekomme ich beim Anblick der Bilder auch heute noch Gänsehaut.

alle großen Medien über uns, nationale wie internationale. Und manchmal war es regelrecht verrückt, dass meine Familie quasi in Echtzeit darüber informiert war, was ich gerade tat, weil sie es morgens im Fernsehen sehen konnte – und das auf der anderen Seite des Globus.

Ich kenne den Umgang mit Journalisten und Medien bereits seit langer Zeit, aber dort lernte ich noch einmal eine

ganz andere Art von Journalismus kennen. Das waren Menschen, die von einem Krisenherd zum nächsten um die Welt flogen, sozusagen das, was man unter einem richtigen Krisen- und Kriegsreporter versteht. Sie kannten sich auch alle untereinander. Erst trafen sie sich in Somalia, einen Monat später in Thailand und noch etwas später dann im Kosovo.

Für uns Bestatter war das eine komplett neue Welt, in die man normalerweise keine Einblicke erhält. Diese Menschen hatten alle schon ziemlich viel gesehen. In ihren Augen war eine ganz andere Weisheit zu entdecken – abseits von dem, was im Fernsehen als Interview übertragen wurde. Natürlich trank man abends im Hotel auch mal zusammen ein Bier, und es war spürbar, dass auch sie ihre Probleme damit hatten, das Gesehene zu verarbeiten. Von ihnen hatten alle eine ganz spezielle Auffassung ihres Berufs, von Familie und von ihren Zielen im Leben. Das waren damals sehr tiefgründige Gespräche, die wir da an der Hotelbar geführt haben. Diese Journalisten sind Teil einer gigantischen Maschinerie, die über den ganzen Globus gespannt ist. Und wir waren kurzzeitig Teil dieser Medienwelt.

Als wir nach acht Tagen wieder nach Hause flogen, hätten wir am liebsten eine Flasche Sekt im Flugzeug aufgemacht, da wir wirklich das Gefühl hatten, einen guten Dienst geleistet zu haben und tatsächlich in Thailand gebraucht worden zu sein. Die Flasche Sekt hätten wir gern geköpft, taten es aber nicht. Denn mit uns saßen wiederum die Mitarbeiter des Technischen Hilfswerks in der Maschine, die eine komplett andere Stimmungslage hatten als wir. Um sie mussten sich sogar Seelsorger kümmern, weil die einen riesigen Aufwand betrieben hatten und nicht eine einzige Bergung dabei herumgekommen war. Im Grunde war das

auch nicht überraschend, erstens waren sie drei Tage nach der Katastrophe angereist und zweitens hatten die Umstände vor Ort gar nicht viele Möglichkeiten zur Rettung hergegeben. Entweder hatten die Menschen das Wasser überlebt, weil sie sich selbst hatten retten können, oder sie waren ertrunken und mussten irgendwo aufgespürt und geborgen werden. Wir von »DeathCare« konnten so vielen Menschen helfen, dass sich unser Beruf noch einmal in ganz anderer Art und Weise erschlossen hatte, nämlich als Helfer in einer absoluten Notlage und nicht nur als Bestattungsanbieter oder Dienstleister – das war auch für uns eine völlig neue Dimension unseres Berufsstands. Und im Nachhinein kann ich wirklich sagen, dass es sich trotz all der schrecklichen Bilder, die ich von dort mitgenommen habe, gelohnt hat, vor Ort zu sein. Wir haben die Menschen da rausgeholt und dafür gesorgt, dass Familien ihre verstorbenen Angehörigen zu Hause begraben konnten.

Unser Hilfsteam ist bis heute in Bereitschaft. Mittlerweile sind wir ein größerer Kreis von Bestattern, weil inzwischen immer mehr von uns die Ausbildung zum Thanatopraktiker absolviert haben. Dementsprechend sind wir gut aufgestellt. Wir können also jederzeit als Hilfsorganisation wieder agieren. Immer unter der Maßgabe, dass es auch Sinn macht. Die Katastrophen, die in den letzten Jahren passiert sind, hatten weder diese großen Opferzahlen noch geschahen sie in Bereichen mit unvollständiger Infrastruktur. Bis jetzt mussten wir daher noch nicht wieder ausrücken. Wir sind aber jederzeit abrufbar. Meine Einsatzkleidung liegt immer griffbereit bei mir zu Hause, und meinen Impfstatus halte ich dauerhaft aufrecht, so bin ich für den Fall der Fälle gerüstet – und hoffe dennoch, dass er nicht eintreten wird.